



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Norddeutsche Romane und Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

es der Regierung in vierundvierzig Jahren nicht nur nicht gelungen sei, die Kamorra zu unterdrücken, sondern daß sie ihrer noch nicht einmal in den Gefängnissen Neapels Herr geworden sei. Bei einer solchen Lage der Dinge begreift man, daß der gewöhnliche Neapolitaner in der Kamorra die stärkere Organisation findet und ihr lieber gehorcht als den Staatsgefehen. Daher leitet sich dann die Tatsache her, daß die Kamorra unterstützt wird, und daß der Polizei alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt werden.



Norddeutsche Romane und Novellen



ans Delbrück hat einmal geistreich ausgeführt, daß die Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland, ja zwischen Ost- und Westeuropa, auf dem Berliner Alexanderplatz läge. Sollte ich in ähnlich prägnanter Weise den Grenzstrich zwischen Nord- und Süddeutschland festlegen, so würde ich ihn etwa über den Leipziger Markt führen. Gellerts Denkmal und Richard Wagners Geburtshaus blieben im Norden, Schumanns Denkstein und Auerbachs Keller im Süden, und der junge Goethe und Siemerings Siegesdenkmal lägen gerade in der Mitte. Ich will heute im Norden Umschau halten und nur von Werken mit recht norddeutschem Charakter sprechen. Und da muß ich zunächst über eine freudige Überraschung reden, die mir das Buch eines mir bisher ganz unbekannt gebliebenen Verfassers bereitet hat: „Imme“ von Ernst Dahlmann (Leipzig 1903, Alwin Schmidt). Denn dieser Roman ist gut, von glücklichem Humor erfüllt und gerade so weit naturalistisch, daß er uns das Volk des Borharzes recht deutlich vor Augen stellt. Er ist noch kein reines, reifes Kunstwerk, und ich könnte Stellen bezeichnen, deren Unausgeglichenheit einer Glättung von feiner Künstlerhand bedürftig wäre. Aber der Eindruck des Ganzen ist erfreulich, der Roman steht entschieden über der Stufe bloßer Unterhaltungslektüre und gibt z. B. in der Gestalt Andreas Viehoffs, des Ortsvorstehers zu Bornum, eine rund gemeißelte Figur voll köstlichen Humors. Dorfscenen, wie die auf der Spinnstube oder die Gemeindeversammlung, sind trefflich beobachtet und sicher wiedergegeben. Kurz, das ganze Werk ist ein Versprechen auf reichere Gaben der Zukunft, es spannt auf das, was Ernst Dahlmann noch zu sagen hat.

Künstlerisch gehaltner, freilich auch weniger unmittelbar als Ernst Dahlmann wirkt Gerhard Duckama Knoop in seinem neuen Roman „Hermann Osleb“ (Berlin 1904, Egon Fleischel & Comp.). Hermann Osleb ist im Grunde genommen ein uninteressanter Mensch, ein in gedrückten materiellen und psychischen Zuständen aufgewachsener junger hanfischer Kaufmann, den ein reicher, derber Oheim fördern will, und dem dann doch erst die Liebe in den Sattel hilft. So ist das Buch, das von Hermann Osleb in einem ruhigen, ein wenig kaufmännischen Stil erzählt, zuerst auch nicht interessant, ja, offen gesagt, ein gut Teil langweilig. Aber Knoop bleibt nicht in diesem allzu

langsamen Fluß. Er wird lebendiger und kurzweiliger. Wir verfolgen Hermanns Entwicklung, wie die der beiden Mädchen, die er nacheinander heiratet, mit steigendem Anteil und müssen, wenn wir das Buch weglegen, gestehn, daß wir gerade nicht in sprühend lebhafter, aber in recht menschlicher, guter Gesellschaft gewesen sind. Gewiß ein echt hanfischer Zug. Wenn wir an Thomas Manns unvergleichlich schönen Roman „Buddenbrooks“ denken, fühlen wir die Echtheit bestätigt. Denn wenn hier Unruhe und Leidenschaft in die hanfische Familie einziehen, ist's um sie geschehn, und es naht der Verfall. Mit der durch Geschlechter ererbten Gehaltenheit und äußern Kühle geht das eigentliche Wesen dieser Nordwestdeutschen verloren.

Wie sehr sich von je dieser Menschenschlag von seinen Nachbarn und gar von Fremden geschieden und unterschieden hat, läßt sich eigentümlich und fein nachlesen in der altbremers Hausgeschichte „Demoiselle Engel“ von B. Schulze-Smidt (illustriert von W. Hoffmann. Zweite Auflage, Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1904). Mit einer Kunst, die ihrer Mittel um so sichrer ist, je natürlicher sie sie gebraucht, wird hier das Bremen der vorletzten Jahrhundertwende belebt. Es ist die Zeit, wo Emigranten aus Frankreich, mehr noch aus Holland, in den Freistaat an der Weser einziehen. Unter ihnen ist auch Demoiselle Engel, eigentlich Engelina Coccejus aus Silversum, die Tochter eines Kleinhändlers, der in Zeiten politischer Gärung seine Kinder für einige Monate, sehr ungelegen, dem befreundeten Großkaufmann ins altbremers Haus sendet. Mit der ganzen Reserve, deren ein hanfischer Patrizier fähig ist, empfängt der junge Hausherr die Verstörte und ihre kleinen Geschwister. Er kanns freilich nicht hindern, daß Engeltje sich seiner rundlichen Mutter und seinem hagern Ohm, dem Ältermann der Freien Stadt, ins Herz schleicht. Und schnell ist auch zu seinem Herzen der Faden gesponnen. Durch dasselbe warme Empfinden für Musik zuerst, dann aber durch den Liebreiz dieser in warmen Tönen lebenden Frauengestalt, die das Haus des Abwesenden zwar nicht ganz nach seinem Willen, aber ganz im Geiste des Korintherbriefs verwaltet. Und dabei spielt in den Wangengrübchen dieser sorglichen Schalterin der Schelm, wie er in dem alten Ohm rumort und trotz den trüben Zeiten Anno 1795 in Bremen zuhause gewesen sein muß.

Ich glaube nicht, daß dieses schöne Werk irgend einem Leser an irgend einem Punkte der Erzählung den Herzschlag stocken, ja nur den Puls schneller schlagen macht. Ein Lächeln, einmal der Wehmut und einmal der Freude, ist wohl seine beste Wirkung. Es ist eben eine rechte Hausgeschichte, wie sie beim Schein einer großen Öllampe die Mutter den lauschenden heranwachsenden Kindern erzählt. Man denkt an das reizende Buch „Unser Elternhaus“ von Paul Herz, einem Hamburger Patrizier (Hamburg 1902, Alfred Sanffen; 2. Band der Hamburgischen Hausbibliothek). Bernhardine Schulze-Smidt gehört in die Reihe norddeutscher Erzähler, die als gemeinsame Kennzeichen eine feine Intimität, einen behaglichen Humor und einen Zug zur Wasserkrante haben, an der sie meist zuhaus sind. Ich rechne dahin z. B. Timm Kröger aus Kiel, Charlotte Riese von der Insel Fehmarn, Hans Hoffmann aus Stettin, Arthur Hobrecht aus Westpreußen, den preußischen Minister, der

schöne historische Novellen geschrieben hat. Norddeutsche Stadterzähler möchte ich diese Gruppe nennen und ihr von jüngern Poeten etwa zuzählen: Otto Ernst aus Ottnsen, Max Dreyer aus Rostock, Gustav Falke aus Lübeck, Ilse Frapan aus Hamburg, vielleicht noch Ottomar Enking aus Kiel. Manche von ihnen leisten noch andres und höheres, aber als Erzähler treffen sie doch unter diesem Zeichen zusammen.

Nahe bei diesen allen hat Ludolf Weidemann gebaut, ein schleswig-holsteinischer Pastor. Groß ist ja jetzt die Anzahl evangelischer Pfarrer, die in unsrer Literatur hervortreten, und es ist ein Zeichen der hohen und feinen Kultur unsrer Pfarrhäuser, daß alle diese Männer — denken wir an Frenssen, Anders, Fritz Philippi, Knodt, Speck — ganz verschiedene Charakterköpfe sind, die sich von dem gleichmäßigen Hintergrunde eines schlichten und ernstesten Christentums reizvoll abheben. Weidemann gibt hoffentlich noch Abgeklärteres, künstlerisch Gehobneres als sein eben erschienenes Buch „Karl Maria Rasch. Auch ein Leben“ (Hamburg, Alfred Sanffen, 1904). Ich verkenne nicht, wie viel poetische Einzelheiten in Seelen- und Naturschilderung das Werk enthält, verkenne nicht den Glanz des Sommers und den Sturm des Winters, die hier wieder lebendig gemacht worden sind. Und ergreifend genug ist das Leben dieses Lehrers im Dorfe Lebaz in vielem. Aber Jean Pauls Genius, dem das Buch gewidmet ist, bleibt in seiner völligen Einsamkeit ein Führer, der vielen ein Verführer wird. Es ist nicht mehr Stil, sondern es ist Manier, wenn Rasch im Tagebuche sagt, man müsse einen Dichter (übrigens gerade Jean Paul) „wie einen Seelenkuchen täglich in kleinen Portionen genießen.“ Es ist Manier, wenn die Bilder und Vergleiche schließlich förmlich Fangball spielen, sodaß man genötigt ist, einzuhalten, um sich nicht völlig zu verwirren. Es ist glaublich, daß Rasch wenig Tage nach dem Tode seiner Kinder in den Briefen der Frau Rat liest; unglaublich ist's, daß er seinem Tagebuch auch an der Hand Lessings Betrachtungen über den Stil dieser Briefe einverleibt. Leider geht es auch nach dessen Abschluß zu schnell dem Ende zu, von Raschs letzter — jahrzehntelanger — Wirkung auf die Seelen seiner Landleute erfahren wir zu wenig. Und zu sehr häufen sich die Zitate, so hübsch sie gewählt sind. Das Buch ist zu gebildet, und das schadet ihm, zumal als es einfache Zustände, komplizierteren schroff gegenübergestellt, gibt. Trotz alledem ist Weidemanns Dichtung zu empfehlen, denn besonders im ersten Teile steckt viel Echtes und im Ganzen viel Weltanschauung, Arbeit an der eignen Seele, warmes und nicht gewöhnliches Empfinden. Die Seele des Dichters ist, wie die seines Helden, bereit, alle Eindrücke der Natur auf sich wirken zu lassen, und auch wenn der Widerschein nicht immer ganz rein ist, lohnt es meist, ihn zu betrachten. „Karl Maria Rasch“ ist ein nachdenkliches Buch.

Die norddeutsche Erzählerin, von der ich heute noch sprechen will, hat allerdings fast nichts mit denen gemein, die ich zuletzt in einzelnen ihrer Schriften charakterisiert habe; vielleicht ist aber gerade der Gegensatz interessant. Gabriele Reuter fehlt schon eins, das die Männer von der Waterkant alle haben: Humor. Dafür hat sie die Gabe einer feinen Charakterisierungskunst,

die aber männlichen Gestalten gegenüber fast immer versagt; ihre Frauen sind oft eigentümlich, immer lebenswahr gegeben. Das zeigt ihre erst jetzt veröffentlichte Jugendarbeit „Gunhild Kersten“ (4. Aufl., Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1904) schon überall. Das Charakterbild der Gunhild Kersten ist in einem klaren Aufbau aufgeführt vom Beginne bis zum Gipfel, die Männer, besonders Gunhilds eigentlicher Gegenspieler, haben etwas romanhafte, lebensunwahre. Das Buch ist eine starke Talentprobe — aber der Abstand der spätern Werke von diesem frühen ist nicht eben groß. Über „Liselotte von Reckling“ (Berlin, S. Fischer, 1904) ließe sich genau dasselbe sagen wie über „Gunhild Kersten.“ Es fehlt nur das Jugentliche dieser Arbeit, und darum ist mir „Gunhild Kersten“ lieber.

Ich stehe wieder auf dem Leipziger Markte. Und so mache denn ein Leipziger den Beschluß. Kurt Martens, der Großstädtische, schließt sich nicht übel an Frau Neuter an, so seltsam sich seine „Katastrophen“ (Berlin, Egon Fleischel & Comp., 1904) neben Frau Schulze-Smidt oder Weidemann ausnehmen. Es ist ein gut geschriebenes, höchst amüsanter Buch; amüsanter ist das richtigste Wort. Einmal werden „Probleme“ angerührt, aber eben nur angerührt. Sonst bleibt es Unterhaltungslektüre, aber freilich geschmackvolle, in gutem Deutsch geschriebene. Und besonders dem gräßlichen Zeug gegenüber, das uns gemeinhin als „Humoreske“ verzapft wird, sind einzelne dieser geschmackvollen Geschichten erfreulich.

Heinrich Spiro



Massalia

Von Hermann Freericks in Münster i. W.



on der zinnengekrönten kleinen Feste aus der Zeit der letzten Kreuzzüge, von Nigues-Mortes, das mit Rip van Winkels verwunderten Augen in die fremdgewordne Welt zu starren scheint, kam ich am Nachmittage nach Marseille: aus der Stadt des Todes und der Vergangenheit in eine Stadt lebendigster Gegenwart. Zwar ist diese Gründung jonischer Griechen fast zwei Jahrtausende älter als der Kreuzfahrerhafen, aber sie erfreut sich wie die griechischen Götter einer ewigen Jugend. Der erste Anblick berührt fast wie ein Theatereffekt. Man ist etwa sieben Minuten durch die Nacht des längsten französischen Tunnels gefahren: plötzlich öffnet sich der Berg, und im Sonnenglanze liegt mit ihren hellgrauen Felseninseln die weite blaue Bucht von Marseille da. War es das Entzücken über diese an die Heimat erinnernde Landschaft, war es die Voraus-sicht, daß sich am sichern Hafen eines solchen Golfes eine mächtige Stadt entwickeln müsse, oder veranlaßte die größere Entfernung von den kriegerischen Gigurern die Griechen aus Phokäa, ihre Schiffe hier ans Land zu ziehen und sich Hütten zu bauen? Jedenfalls faßte die von der kleinasiatischen Heimat gänzlich losgelöste Kolonie Massalia Wurzel, wuchs und streute weithin Samen